



Christian Walti

Sensible Bewegungen im Gottesdienst der reformierten Landes- kirchen

**Ein kommentierender Bericht zum Symposium
der Liturgiekommission des SEK «Gottesdienst
Im-Puls» am 7. September 2011 in Bern**

Wenn die Liturgiekommission des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes SEK zu einer Tagung einlädt, könnte man eine kleine, erlesene Handvoll interessierter Pfarrpersonen, mehrheitlich aus der Westschweiz, erwarten, die sich – begeistert von den Erfahrungen aus Taizé oder den niederländischen Kirchen, vielleicht sogar erfasst von Impulsen aus Alpirsbach oder dem lutherischen Nordeuropa – in ihren Gemeinden darum bemühen, zelebriative Formen und gesungene Gebete in ihren Gottesdiensten einzuführen.

Falsch gedacht, und zwar gleich mehrfach: Zum einen erschienen zur Tagung

«Gottesdienst Impuls» mehr als 70 Personen aus nahezu allen Landesteilen. Zum anderen gab es unter ihnen nur wenige Vertreterinnen und Vertreter des sogenannten «Réveil liturgique». Vielmehr schienen alle interessiert an einer zeitgemässen, zukunftsorientierten Gottesdienstgestaltung. Schliesslich zeigten sich die Teilnehmer engagiert für die lokalen Anliegen ihrer Gemeinden, äusserten sich öfters kritisch über allzu «zelebrative» Formate und waren nicht zuletzt darum besorgt, dass auch die theologischen Inhalte nicht verloren gingen.

Wie sonderbar! Es lohnt sich also, etwas genauer auf die Tagung zurückzublicken und dabei herauszufinden, was für eine Art liturgischer Diskussion hier unter den Schweizer Reformierten im Entstehen begriffen ist. Ich werde meinen journalistisch anmutenden Tagungsbericht im Folgenden mit den reflektierenden und kommentierenden Passagen eines «teilnehmenden Beobachters» durchsetzen.

Pfarrer Arend Hoyer, der Präsident der SEK-Liturgiekommission, eröffnete den Tag mit einem entscheidenden Satz: «Der Gottesdienst gehört nicht nur den Pfarrern.» «Wem dann?», fragte man sich spontan, «Der Gemeinde, Gott, der Welt?» Ein so offener Einstieg versprach Arbeit an den Grundlagen des Gottesdienstes. Die Richtung der Tagung blieb aber damit ziemlich unbestimmt. Jedenfalls eines schien zu Beginn schon klar: Ein so komplexes Phänomen wie der Gottesdienst lässt sich kaum von einer einzigen Position aus beurteilen. Vielmehr wird nicht nur er in sich, sondern auch das Nachdenken über seine Gestaltungen und Zwecke kaum anders als mehrperspektivisch und jeweils nur mit vorläufigen Antworten zu bewältigen sein.

Wem gehört der Gottesdienst?

1. Den Gottesdienst theologisch denken

Den ersten thematischen Block eröffnete Pfarrer Dr. Matthias Zeindler, der an der Universität Bern als Privatdozent lehrt und dem Kompetenzzentrum Liturgik beratend zur Seite steht. Zeindler führte in einem präzisen Referat vor, wie der zentrale Ort des Gottesdienstes im Gemeindeleben, ja in der christlichen Weltanschauung, von den theologischen Grundlagen gedacht werden könne. Er stieg ein mit einer Reihe von gegenwärtigen Aussagen über die Marginalität des Gottesdienstes in der heutigen Kultur. Sowohl in politischen Debatten als auch in grossen soziologischen Kirchenstudien würde dem Gottesdienst wenig eigenständige Bedeutung zugemessen. Vielmehr dominiere die Aussage, dass kirchliches Handeln stärker auf Bedürfnisse heutiger Menschen einzugehen habe.

Obschon Zeindler solche Aussagen über den Gottesdienst als hilfreich, sinnvoll und nötig anerkennt, warnte er davor, den Gottesdienst zu schnell alleine als Dienstleistung oder Mittel zum Zweck zu verstehen. Vielmehr komme dem gottesdienstlichen Feiern ein Eigensinn zu: Es handle sich nicht um zweckgerichtetes, sondern um sinnvolles Handeln. Das zeige sich unter anderem darin, dass für das Gros der Bevölkerung, das nicht an Gottesdiensten teilnehme, die Durchführung von sonntäglichen Feiern dennoch mehrheitlich von grosser Bedeutung sei. Für sie stellten Gottesdienste ein «stellvertretendes Handeln» dar. Zeindler verortet den Gottesdienst somit als ein das Weltliche und Menschliche überschreitendes darstellendes Handeln, wobei er mit den «Gifford Lectures» von Karl Barth betont, dass im Gottes-

Nicht zweckgerichtet, sondern sinnvoll.

Gemeinsam Anteil an Gottes Gegenwart.

dienst Jesus Christus als Mittelpunkt der Welt sich selbst präsentieren beziehungsweise vergegenwärtigen möchte. Gottesdienst ist, so Barth, «das wichtigste, dringlichste und ehrlichste, was auf Erden überhaupt geschehen kann.»¹ Der Gottesdienst entspricht also in erster Linie einem Bedürfnis von Gott und erst in zweiter Hinsicht einem menschlichen Verlangen.

Tatsächlich erscheint der Anspruch, den Gottesdienst als Mittelpunkt der Kirche oder gar der Welt anzusehen, angesichts der landläufigen Realitäten «leerer Kirchenbänke» als kontrafaktisch und grössenwahnsinnig. Zeindler versteht diese Spannung zwischen Anspruch und empirischer Wirklichkeit aber nicht als unüberbrückbaren Abgrund, sondern sieht in ihr eine produktive Chance. Am Ende seiner Ausführungen bot er einen sowohl theologisch als auch anthropologisch sinnvollen Konvergenzpunkt, an welchem der «grossartige Anspruch» sich auch «praktisch-theologisch» konkretisieren könnte: die gottesdienstliche Gemeinschaft. Für Zeindler ist klar: «Gemeinschaft mit dem Auferstandenen gibt es nur als Gemeinschaft untereinander.» Aber eine solche Gemeinschaft ist nicht einfach mit einer «Masse» in einem Event zu vergleichen. Sie ist auch keine unabhängige Zusammenfügung vereinzelter Individuen. Vielmehr wird durch den Raum des Gottesdienstes eine geistliche Gemeinschaft gestiftet: Menschen, die an Gottesdiensten teilnehmen, können gemeinsam mit anderen Anteil an Gottes Gegenwart erhalten und sind so über ihre bloss menschlichen Interessen hinaus miteinander verbunden. Zugleich sind sie aber durch die gottesdienstliche Teilnahme alleine nicht Mitglieder eines Klubs, sondern bleiben Einzelne vor Gott. Zeindler plädierte in diesem Zusammenhang dafür, dass es möglich sein müsse, im Gottesdienst alleine in der hintersten Kirchenbank zu sitzen und am Ende ohne Gruss, Handschlag oder Teilnahme am Kirchenkaffee den Raum wieder zu verlassen.

Gemeinschafts- form in Gottes- diensten.

Das Referat von Matthias Zeindler lässt sich gut in laufende liturgische Debatten einbinden: Gegenwärtig kann man beobachten, wie die Liturgik von ihrer bisherigen Fokussierung auf individuelle ästhetische Probleme (also Fragen des «Geschmacks») hin zu Fragen der sozialen Ästhetik (also Fragen des sozialen «Milieus» und des «Raumes») verschieben. Dies klingt harmloser, als es ist, denn die Gemeinschaftsform in Gottesdiensten ist eine entscheidende Bedingung für die Teilnahme und das Erleben in ihnen. Gemeinden müssen sich unter anderem mit der Frage beschäftigen, welche Menschen durch den Einsatz bestimmter Formen und Stilmittel von je her aus ihren Gottesdiensten ausgeschlossen bleiben. Für kirchlichen Unterricht stellt sich die Frage, welche sozialisierenden Vorbereitungen getroffen werden müssen, um Menschen einen individuellen und zugleich für Gemeinschaft offenen Zugang zum Gottesdienst zu ermöglichen. Theologisch geht es darum, welche Rolle der Gottesdienst für unser Verständnis von Kirche hat.

Gottesdienste stellen immer gewisse Formen der Sozialität her. Die blossen Koprsenz von Akteuren scheint aber noch wenig darüber auszusagen, welche

¹ Karl Barth, Gotteserkenntnis und Gottesdienst nach reformatorischer Lehre. 20 Vorlesungen über das Schottische Bekenntnis von 1560, Zollikon 1938, S. 186.

Qualität des Beisammenseins und welche Art von gegenseitiger Präsenz in einem Gottesdienst entsteht. Rein anthropologische Perspektiven auf den Gottesdienst, darauf wies Zeindler mit Nachdruck hin, neigen dazu, aus dem Gottesdienst ein Mittel zum Zweck zu machen und machen ihn damit meist auch überflüssig.

Daniel Neeser, der Beauftragte für die Pfarrerausbildung der reformierten Kirchen in Genf, antwortete in einem thetischen Koreferat auf die Gedanken Zeindlers. Er bemerkte zunächst, dass in der Darstellung des Gottesdienstes als Zentrum der Kirche die anderen Tätigkeitsbereiche, das karitative beziehungsweise seelsorgerliche Handeln zu kurz kämen. Ausserdem, so ein zweiter Schwerpunkt seiner Kritik, bleibe in Zeindlers Hinweis auf die gottesdienstliche *communitas* unklar, um welche Form von «Gemeinschaft» es sich handle. Neeser spitzte diesen Gedanken auf die Frage zu, ob der Gottesdienst denn eine bereits vorhandene Einheit (*unité*), oder nicht doch eher den Prozess einer Vereinigung (*union*) darstelle.

Aus dem Publikum kamen einige Rückmeldungen, die auf die «Höhe» der Ansprüche, die Zeindler formuliert hatte, hinwiesen und diese kritisierten. Besonders pointiert war die Bemerkung, Zeindlers Sichtweise stelle eine «Katholisierung» des protestantischen Gottesdienstverständnisses dar. Zeindler entgegnete gekonnt mit der Bemerkung, dass er nichts an einer «Katholisierung» auszusetzen habe, eine äusserst sinnvolle Strategie – sie sei immer noch besser als eine «Verbürgerlichung» der Gottesdienste.

«*unité*» oder
«*union*»?

2. Formate, Rollen, Musik

Die nächste Runde wurde durch einen Beitrag von Irene Gysel, Kirchenrätin der evangelisch-reformierten Kirche Zürich und Redaktorin des Fachbereiches Religion beim Schweizer Fernsehen, eröffnet. Ihre Ausführungen waren gerahmt durch den biografischen Hinweis auf ihr persönliches, gottesdienstliches Engagement in der Mitgestaltung von Frauengottesdiensten und durch die persönliche Anekdote über ihre ersten, von einem charmanten Pfarrer begeisterten Gottesdienstbesuche.

Von dort ausgehend lieferte Gysel einen Einblick in einige – weitgehend misslungene – pastorale Auftritte, die ihr während der langjährigen Tätigkeit aufgefallen waren. Sie wies darauf hin, mit welcher Sorgfalt Fernsehgottesdienste im Schweizer Fernsehen geplant und inszeniert würden. Die Kommunikationssituation des modernen Fernsehens habe, so Gysel, bestimmte Formate geprägt, die von Fernsehzuschauern erwartet würden: «Menschen heute sind programmiert, dass es feste Formen gibt», so Gysel. Es sei daher fatal, wenn ein Gottesdienst keine eigene Form kommunizieren könne, sondern zwischen unterschiedlichen Formaten hin und her wechsele. Die formale Gestaltung eines Gottesdienstes habe sich klar an seiner Funktion zu orientieren: Ein Gottesdienst habe nicht weniger als «zur Gottesbegegnung zu führen».

Menschen
erwarten feste
Formen.

Ähnliches gelte für die Rollen der Mitwirkenden in einem Gottesdienst. Wenn ein Auftretender nicht klar zu erkennen gibt, dass er eine geistliche Rolle hat, dann ist er für ein Fernsehpublikum (und auch für viele heutige Kirchgänger) nicht als Pfarrperson identifizierbar. Besonders schwierig werde es, wenn der Pfarrer dermassen als individuelle Persönlichkeit präsent sei, dass er seine hinweisende und hinführende

Prekäre Rollen-
identitäten.

Gottesdienstmusik
– Filmmusik.

Funktion nicht mehr erfüllen könne. Noch prekärer aber sei die Rollenidentität für die Gottesdienstgemeinde. In vielen reformierten Gottesdiensten sei gar nicht klar, welche Rolle die Gemeinde überhaupt spiele. Demgegenüber werde beispielsweise in christkatholischen oder römisch-katholischen Gottesdiensten der Gemeinde durch ritualisierte Abläufe und fixen Responsorien eine klare Handlungsanweisung gegeben, was die Gemeinde in solchen Gottesdiensten nicht in erster Linie in ihrem Handeln einschränke, sondern sie eben gerade aus der Rollenungewissheit befreie und zum Handeln ermächtige.

Ebenso sei die Musik im Gottesdienst vielerorts problematisch. Oft bestünden grosse Missverständnisse bei Organistinnen und Organisten über den Stellenwert ihrer Beiträge im Gottesdienst. Es ginge nicht darum, ein musikalisches Stück aufzuführen, ein Gottesdienst sei kein Konzert. Gottesdienstmusik sei eher zu vergleichen mit «Filmmusik»: Sie soll die Handlung mit passender Melodie und Rhythmus untermalen, in diesem Falle also dem zu Gott hinführenden Duktus des Gottesdienstes dienen. Die Musik sollte den Bogen des Gottesdienstes begleiten und sich nicht in den Vordergrund drängen.

Liturgische
Todsünden.

Zum Schluss formulierte Gysel eine Reihe «liturgischer Todsünden», worunter ihrer Meinung nach unter anderem die landläufig praktizierten Verdankungen von im Gottesdienst Mitwirkenden fielen. Durch diese Verdankungen würden die Beiträge im Gottesdienst zu «Auftritten» stilisiert. Und, so Gysel, «wenn es Auftritte im Gottesdienst gibt, dann ist der Gottesdienst kaputt». Ausserdem sei das Sitzenbleiben beim Ausgangsspiel eine liturgiefeindliche Sitte. Durch das Sich-Setzen der Gemeinde nach der Sendung und dem Segen, werde die gesamte Veranstaltung in der Wahrnehmung der Gottesdienstbesuchenden vom Format her in ein Konzert verwandelt.

Die Person nicht
hinter dem Amt
verstecken.

Auf Gysels pointierte Aussagen antwortete zuerst David Plüss, Professor für Liturgik, Homiletik und Theorie der religiösen Kommunikation an der Universität Bern. Gysel vertrete eine unter dem Grundsatz «form follows function» bekannte Logik: Es gelte, alles dem Gesamtsinn des Gottesdienstes unterzuordnen. Besonders bei der Bemerkung zur Pfarrperson war Plüss aber anderer Meinung: Ein Pfarrer könne seine Person nicht gänzlich hinter dem Amt verstecken. Die reformierte Tradition habe schon früh erkannt, dass die Person des Pfarrers das Amt selber zu tragen habe. Es sei also sehr wohl sinnvoll, die Persönlichkeit eines Pfarrers in seinen liturgischen Handlungen auszuprägen und «zum Auftritt zu bringen». Dies zeigte Plüss am Zweiten Helvetischen Bekenntnis, das von der Predigt als Wort Gottes genau dann spreche, wenn einer ein Bibelwort auslege und «aus seinem Kopf und seinem Herzen» hinzufüge.

Künstlerische
Eigenständigkeit
für Musik und
Musiker.

In eine ähnliche Richtung gingen die Rückmeldungen von Andreas Marti, Dozent für Kirchenmusik an der Universität Bern und Mitarbeiter des Kompetenzzentrums Liturgik. Besonders im Bezug auf Gysels Forderung nach gottesdienstlicher «Filmmusik» meinte er, dass Musik im Gottesdienst sehr wohl eine prominente Rolle zu spielen habe. Anders als die Wortbeiträge habe sie aber «nicht Bedeutung, sondern Sinn». Somit sei der Kirchenmusiker als ein eigenständiger Künstler, der am Gesamtkunstwerk des Gottesdienstes mitarbeitet, wahrzunehmen. Als solchem sei ihm künstlerische Eigenständigkeit zuzugestehen. «Die Musik kann ihre Aufgabe nur

erfüllen, wenn man sie ihr nicht vorschreibt», so Marti. Damit stellte er sich gegen Verweckungsansprüche gegenüber der Kirchenmusik, wie sie von Pfarrpersonen oft formuliert würden.

Zahlreiche Rückmeldungen aus dem Publikum kreisten um die Frage nach Anspruch und Wirklichkeit der von Gysel formulierten Grundsätze. Gysel, die jeweils selbstbewusst konterte, vertrat – ganz im Sinne ihrer redaktionellen Tätigkeit beim Fernsehen – die Perspektive einer professionellen Gottesdienstproduktion. Pfarrfrauen aus der Gemeindepraxis hingegen sprachen eher ihre jeweiligen lokalen Situationen an, wie sie ihnen aus ihrem «Gottesdienstalltag» bekannt sind. Dort spielten die Beziehungsebene, die persönlichen Kontakte und somit auch die Verdankungen eine wesentliche Rolle. Gysels Anforderungen, so meinte eine Kollegin, seien für Gemeindegottesdienste viel zu anspruchsvoll und daher unrealistisch. Der Perfektion der Aufführung, die auf bestimmte Formate zu achten weiss und sie gezielt inszeniert, standen also Spontaneität, persönliche Beziehungen und lokale Gegebenheiten gegenüber.

Die zweite Diskussionsrunde brachte die Problematik gottesdienstlicher Kommunikationsprobleme zum Vorschein. Es wurde deutlich, wie stark sich die Produktionslogik durchdachter Aufführung von der Situationslogik sonntäglicher Gottesdienste unterscheiden kann. Für viele Pfarrpersonen haben Gottesdienste in erster Linie ein situatives Format, nicht ein mediales. Die Gottesdienste selbst sind für sie nicht ein Medium kommunikativer Vorgänge, wie dies etwa bei einer Fernsehübertragung der Fall ist, sondern vor allem eine Verkörperung einer Kommunikationssituation, in der sich Menschen körperlich gegenüberstehen und miteinander in der Regel wesentlich mehr teilen als den blossen Moment. Es geht nicht nur um Identifizierbarkeit und Rollenaufteilung in einem Gottesdienst, es spielt immer auch viel Diffuses, Ungeprägtes, oft Spontanes und Verborgenes mit. Gottesdienste sind also im Bourdieu'schen Sinne eine *Praxis*, die sich wie jede andere Praxis dadurch auszeichnet, dass sie unecht wirkt, sobald sie durchschaubar wird. Hier, so zeigte die Diskussion, dachten die Pfarrpersonen wesentlich situationssensibler als Gysel.

Das offensichtliche Führungsspiel unter den unterschiedlichen Beteiligten an einem Gottesdienst dürfte, ihnen gemäss, nicht einfach zugunsten einer durchsetzungswilligen Pfarrperson entschieden werden. Formate alleine lösen keine Kommunikationsprobleme und haben überdies die Tendenz, die Aufmerksamkeit auf einzelne «Sender» zu fokussieren, denen eine Vielzahl von «Empfängern» zugeordnet werden. Trotz der verständlichen Forderung nach gekonnter Gestaltung dürfte man sich theologisch fragen: Wollen wir solche Gottesdienste? In einem sonntäglichen Gottesdienst haben Menschen miteinander etwas zu tun: sie kennen sich schon, spüren die Bezogenheit aufeinander, müssen einander «riechen» – oft genug im wahrsten Sinne des Wortes. Ein Gemeindegottesdienst kann nicht vermeiden, dass gewisse Dinge spontan passieren.

Doch Gysel schien diese Situationslogik nebst all ihren Ausführungen sehr wohl mitzubedenken. Sie wies wiederholt darauf hin, dass mit persönlichem Charisma und guter Beziehung jegliche produktionslogische Vorbereitung im Gottesdienst dahin-

Professionelle Inszenierung und Gottesdienstalltag.

Produktions- und Situationslogik.

Wollen wir perfekte Gottesdienste?

fiele. Nicht zuletzt ihr eigenes Engagement als Gottesdienstbesucherin und -gestalterin habe oft von dieser Logik gezehrt.

3. Partnerschaftliche Arbeit für die Liturgie

Nach der Mittagspause lieferten Nadine Manson und Vincent Thévenaz den dritten und letzten Beitrag. Manson ist Pfarrerin, Thévenaz Organist. Sie stellten in einem dialogisch aufgeteilten und lebendigen Referat zentrale Aspekte der Zusammenarbeit zwischen Pfarrperson und Organist vor. Ihren Beitrag teilten sie, inspiriert von der Frage/Antwort-Struktur des Heidelberger Katechismus, in unterschiedliche Fragen auf. So lautete etwa ihre Umformulierung der Frage «Woran erkennt der Mensch sein Unglück?» wie folgt: «Woran erkennt man die Misere des Gottesdienstes?» Ihre Antwort: «Durch die Erfahrung!» Bereits mit dieser ersten Aussage war die Linie gelegt, die diesen Beitrag auszeichnete. Es gab eine Sammlung unterschiedlichster Anekdoten (jeweils eingeführt als «exemple vécu») aus der Berufserfahrung der beiden Referenten.

Besonders deutlich wurde dadurch, wie weit voneinander entfernt die gegenseitigen Ansprüche dieser beiden «professionellen» Teilnehmenden am Gottesdienst sein können. Ähnlich wie im Heidelberger Katechismus steht aber die Einsicht in das Unglück beziehungsweise die «Verdorbenheit» des Gottesdienstes nur als Vorspiel vor der Einsicht in die überragende Gnade Gottes. Wenn ein Pfarrer wisse, dass er für die theologische und rituelle Gestaltung der Liturgie die professionelle Referenz ist, wenn Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker wüssten, dass sie liturgische Vorgänge mit ihren Beiträgen emotional beleben und verdichten können, und wenn beide jeweils vom anderen wüssten, was sie oder er kann, dürfte das auch für eine feiernde Gemeinde positiv spürbar werden. Wenn die beiden gottesdienstlichen «Professionellen» im Gottesdienst nicht auch ausserhalb des Gottesdienstraumes kein Stück Leben teilten beziehungsweise ausser kurzen Absprachen überhaupt nichts miteinander zu tun hätten, sei unwahrscheinlich, dass auch das Zusammenwirken im Gottesdienst gelingen kann.

In der Diskussion im Anschluss an die Präsentation wurde mehrfach betont, dass der Gottesdienst nicht nur ein Geschehen zwischen Organist und Pfarrerin sei, sondern die Mitarbeit von Ehrenamtlichen und der Gemeinde in den Diskussionsprozess mit hineingehörten. Allerdings hätten es gerade die «Professionellen» im Gottesdienst besonders schwer, sich um persönliche und einvernehmliche Kontakte zu bemühen. Sie tun im Gottesdienst «Arbeit», die entlohnt wird., Für sie sei der Gottesdienst ein Stück weit «Alltag». Und, wie überall, wo «Alltag» herrscht, droht stets die Gefahr, dass Leidenschaft, Motivation und vor allem gegenseitige Achtung und Fürsorge auf der Strecke bleiben. So könnte man den Beitrag von Manson und Thévenaz als Plädoyer für eine «Alltagsspiritualität» im Gottesdienst lesen. Das ist theoretisch logisch, in Realität aber ein notwendiger Hinweis!

Dass wir es im Gottesdienst nicht nur mit hohen Idealen und einer theologischen Fantasiewelt, sondern mit äusserst menschlichen Gegebenheiten zu tun haben, geht in der Praxis tatsächlich manchmal vergessen. Dies wurde durch das unterhaltsam vorgetragene, humorvolle Referat von Manson und Thévenaz deutlich. Zugleich

Woran erkennt man die Misere des Gottesdienstes?

Wissen, was der andere kann.

Plädoyer für gottesdienstliche Alltags-spiritualität.

ermöglichten sie wertvolle Einblicke in die fundamentalen Abhängigkeiten innerhalb des «Gottesdienstpersonals». Ein Ziel könnte es sein, solche Abhängigkeiten aus ihrer Einseitigkeit zu befreien und zu Bezogenheiten, vielleicht sogar zu freundschaftlichen Beziehungen umzugestalten.

Ronald L. Grimes, der Urvater der *ritual studies*, unterscheidet im rituellen Personal zwischen dem *ritual diviner* (dem Divinisten), der sich um das Zauberhafte und die Wirklichkeit Überscheidende an rituellen Vollzügen kümmert und dies im Horizont solcher Vorstellung interpretiert, und dem *ritual plumber* (dem «Ritualklempner»), der sich um den «technischen Ablauf», die Räume, Gegenstände und nicht zuletzt die Verpflegung und die Sanitäreinrichtungen kümmert.² Sigristen zeigen sich immer wieder als liturgische «Klempner», als Menschen, die bei allen guten und weniger guten rituellen Gestaltungen stets um Materialien, Standorte und Abläufe besorgt sind. Demgegenüber sind sowohl Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker als auch Pfarrpersonen mit wenigen Ausnahmen eher zu den «Divinisten» zu zählen. Sie denken viel nach, reden noch mehr und malen sich gerne Bilder von Idealen und «Als ob nicht»-Realitäten aus, während sie bei deren Ausführung und Auswertung nur selten ihre eigene Enttäuschung verbergen können. Kein Wunder, dass sich Pfarrer und Musiker immer wieder um die «divinisierende» Rolle streiten. Enttäuschungen lagern sich bekanntlich selten als selbstverschuldet im Gedächtnis ab. Und wer ist angreifbarer für eine Kritik, als jemand, der hohe Ansprüche hat?

Es könnte sein, dass sich die Streitigkeiten wesentlich einfacher gestalten würden, wenn der Sgrist, als dritter und «technischer» im Bunde, ebenfalls in die Gestaltungsdebatten miteinsteigen dürfte. Wer Sigristen respektiert, respektiert zugleich die geerdete Seite der eigenen Ideen, theologisch gesprochen: Er schliesst «diese Welt» mit ein, ohne «jene Welt» gänzlich aufzugeben. Oder klingt das wiederum, formuliert von einem Theologen, wie eine divinisierende Idealvorstellung des Gottesdienstgeschäftes?

4. Podium: Verantwortung für den Gottesdienst

Die Podiumsdiskussion zum Schluss der Tagung versammelte Kirchenvertreterinnen und Kirchenvertreter aus verschiedenen Landeskirchen: Claudia Bandixen (Aargau), Jean-Michel Sordet (Waadt), Karl Boetschi (St. Gallen) und Rita Famos (Aus- und Weiterbildung im Konkordat). Geleitet wurde das mehrheitlich deutschsprachige Podium durch den Westschweizer Journalisten und Pfarrer Cédric Némitz. Auf die Frage, ob der Gottesdienst noch als «Zentrum der Kultur» bezeichnet werden könne, reagierten die Diskussionsteilnehmer sehr unterschiedlich. Bandixen vertrat den Standpunkt, dass das in den Medien gezeichnete Bild von Kirchen einer «Diskriminierung» gleichkomme. Reformierte Kirchgemeinden und ihre Gottesdienste seien besser als ihr Ruf und das sei innerhalb und ausserhalb der Kirche zu betonen.

Divinisten und
Ritualklempner.

Die Sigristen
einbeziehen.

2 Vgl. Ronald L. Grimes, *Marrying and Burying. Rites of Passage in a Man's Life*, Boulder 1995, S. 5f.; Ders., *Deeply into the Bone. Re-Inventing Rites of Passage*, Berkley/Los Angeles/London 2000, S. 12f.

Kultur muss wachsen.

Boetschi dagegen schlug selbstkritischere Töne an, indem er meinte, unsere Gottesdienste seien und blieben auch bei grösstem Veränderungs- und Verbesserungswillen «Gartenhäuschen», die von einer kulturellen Breitenwirkung weit entfernt seien. Veränderungen in der Kultur könne man nicht herbeizaubern. «Kultur muss wachsen, man muss sie pflegen», so Boetschi. Dabei seien langwierige Prozesse gefragt und solche seien Pfarrpersonen, die seiner Meinung nach Mühe hätten, sich zu zeigen, und «besonders zart» seien, nicht gerade am besten geeignet, um Veränderungsprozesse durchzumachen. Bandixen konterte: Durch eine so kritische Haltung gegenüber dem eigenen Berufsstand würde das schlechte öffentliche Bild der reformierten Landeskirchen nur noch verstärkt. Sie stehe zu den Pfarrpersonen in ihrer Kirche und werde sich auch für sie einsetzen. Von den Pfarrpersonen werde doch gerade verlangt, dass sie einfühlsam und gefühlsempfindlich seien. Da sei es nicht verwunderlich, dass sie auch empfindlich auf Kritik reagierten.

Spiritualität der Pfarrpersonen.

Rita Famos meldete sich mit einem grundsätzlich positiven Votum zur Gottesdienstkultur. Ähnlich wie Bandixen meinte sie, die Kirchen verkauften sich selbst zurzeit «unter ihrem Wert», was sich vor allem an den nach wie vor gefragten Kasualien zeigen liesse. Kritisch sei natürlich zu beachten, dass «es vielleicht nicht mehr der Orgel-Predigt-Gottesdienst» sei, der viele Menschen anziehe. Durch eine behutsame Inkulturation und vor allem durch eine vermehrte Pflege der Spiritualität bei den Pfarrpersonen könnten neue, glaubwürdige Formen gefunden werden. Es sei wesentlich, dass wir «vernetzt seien, mit dem, was wir sagen» und «von innen her verstehen, welchen Weg wir im Gottesdienst zurücklegen». Jean-Michel Sordet, der Vertreter der Waadtländer Eglise évangélique réformée, wies darauf hin, dass sich auch die Liturgiekommission in seiner Kirche in dieser Hinsicht weiterentwickelt habe. Von einer «High church»-Mentalität geprägten Arbeit, welche sich wesentlich um theologisch profunde liturgische Texte bemühte, die dann in den Gemeinden mit mehr oder weniger Erfolg umgesetzt wurden, sei man stärker dazu übergegangen, die *ars celebrandi*, die konkrete Feierhaltung, bei den Pfarrpersonen zu fördern.

Gemeinschaft und Öffentlichkeit.

5. Fazit

Die Tagung zeigte, dass der Gottesdienst wieder einen Weg in die Überlegungen von Pfarrpersonen und Kirchenverantwortlichen gefunden hat und dass das Interesse an liturgischen Gestaltungsfragen wieder gewachsen ist. Das Staunen über liturgische Schönheit und feierlichen «Sinn», wie es den liturgischen Bewegungen eigen war, ist dabei nicht vollständig abgeklungen, erscheint aber neu verbunden mit «technischen» Überlegungen zur lokalen Verankerung und lebendigen Gemeinschaft. Vielleicht könnte man zugespitzt sagen, dass das Nachdenken über Liturgie (wörtlich: «öffentlicher Dienst») die Aspekte der Gemeinschaft und der Öffentlichkeit wieder ernster nimmt. Dieser Punkt war nicht nur am Ende des Referates von Matthias Zeindler angeklungen, sondern zog sich bis hin zu den Diskussionen im Podium am Schluss der Tagung. Die Liturgie und das «gemeinsame Leben» der Christen werden heute nicht mehr als Antagonisten, sondern als zueinandergehörige, spannungsvoll miteinander verheiratete Partner wahrgenommen.

Viele längst bekannte Kontroversen zeichneten sich auch an dieser Tagung ab.

Nebenbei zeigte der Diskussionsverlauf, wie wichtig eine mehrperspektivische Betrachtung des Gottesdienstes ist. Die Dichotomien von einst – Körperlichkeit gegen Inhalt, Gemeinschaft gegen Inszenierung, Wort gegen Ritual, Meditation gegen Unterweisung, Person gegen Amt, Liturgie gegen Predigt, usw. – wurden in der Diskussion dynamischer vermittelt als auch schon. Auch grosse Schlagworte aus der Dogmatik oder ein Um-Sich-Werfen mit grossen Namen aus der Gottesdiensttheorie fehlten weitgehend. Es dominierte eine kontextsensible Diskussion. Ob diese sensible Dynamik mit der konsequenten Zweisprachigkeit der Tagung, verkörpert durch einige Vertreterinnen und Vertreter der Liturgiekommission, zusammenhing?

Jedenfalls scheint die Schweizer Liturgik wieder in Bewegung gekommen zu sein, wenn auch nicht unbedingt so, wie die Urväter dies vorgesehen hatten. Wenn diese Tagung als Ausdruck einer liturgischen Bewegung in den schweizerisch-reformierten Kirchen angesehen werden kann, dann handelt es sich wohl um eine komplexitätsbewusste und multiperspektivische. Pfarrer Jacques-Antoine von Allmen von der Liturgiekommission des SEK fand dazu ein schönes Schlusswort, das den offenen Charakter der angebrochenen Diskussion unterstrich: «Der Gottesdienst ist unglaublich komplex. Er ist ein Raum. Es gibt noch viel zu tun, um diesen Raum mit mehr zu füllen als mit Worten.»

Christian Walti, lic. theol. VDM, Studium in Zürich, Heidelberg und Kopenhagen, Assistent am Lehrstuhl für Liturgik, Homiletik und Theorie der religiösen Kommunikation (Prof. Dr. David Plüss), Mitarbeiter am Kompetenzzentrum Liturgik. Arbeitsschwerpunkte: Gegenwartsliturgik, Ritualität, videografische Forschung.

Den Raum mit
mehr füllen als mit
Worten.